

Eine Strandwäschergeschichte.

Von Anders J. Eriksholm.

Es war eines Abends im Spätsommer. Die Sonne war eben untergegangen. Von der See herüber blies ein kühles Lüftchen, und die schnell am Himmel dahinjagenden Wolken ließen auf einen Umschlag der Bitterung schließen.

Wir lagen auf einer kleinen, eisförmigen Insel draußen im Fjord. Wir — das heißt einige Damen, der Kapitän und ich — hatten uns in das lange Strandgras geworfen, das noch nie von eines Tieres Zahn oder einer Sense berührt worden war, und wir lagen da und sahen hinüber auf die roten Fiegebücher der Stadt, die mehr und mehr in der Dämmerung des Abends verschwanden.

Die Rolle, in der uns der Kapitän herübergerudert hatte, lag auf dem Ufersande, und nachdem wir unseren mitgebrachten Kaffee getrunken, sollte jemand aus der Gesellschaft eine Geschichte erzählen. „Glauben Sie, Herr Kapitän, daß wir die Nacht Sturm bekommen werden?“ fragte eine der Damen und sah nach der vollen Mondscheibe, welche zwischen den treibenden Wolken Beküden spielte.

„Kann sein,“ antwortete der Kapitän. „Sehen Sie nur den Mond! Wenn er beginnt sich auf den Rücken zu legen, muß der Seemann auf der Hut sein.“ Er begann nun von dem Leben des Seemanns in stürmischen Nächten zu erzählen, und wir lauschten gespannt, während die schwachen Wellen unablässig gegen den Strand und wieder zurück plätscherten.

Eine der Damen hatte sich erhoben, um nach Vögeln zu suchen. Sie kam jedoch bald wieder zurück und erzählte, daß im Gras auf der anderen Seite der Insel etwas liege, das einen absonderlichen Gestank verbreite.

„Es ist vielleicht ein Strandwäscher,“ sagte der Kapitän.

„Oha,“ sagte die Dame schauernd.

„Wollen wir eine Expedition ausrüsten, um die Sache näher zu untersuchen?“ fragte die mutigste der jungen Damen.

Es herrschte aber keine Stimmung für eine solche Expedition. Wir lagen so hübsch im Gras — und wir blieben liegen.

„Haben Sie schon einen Strandwäscher gesehen, Herr Kapitän?“ fragte das Fräulein eine Weile später.

„Ja, Fräulein, mehr als einen; und es ist kein schöner Anblick. Der letzte, den ich gesehen habe, war am schauerlichsten. Wir befanden uns auf Langfahrt. Eines Tages rief ein Matrose: „Was treibt denn dort? Das sieht ja aus wie ein Mensch, der auf dem Kopf steht und die Beine in die Höhe streckt.“ Und er nimmt einen langen Haken und zieht die Beine aus dem Wasser. Aber er wäre beinahe hintenüber gefallen, als er sah, was er aufgefischt hatte. Es war ein Strandwäscher, aber nur die Beine und etwas von dem Oberkörper waren noch übrig geblieben, Kopf und Arme waren weg —“

„Hören Sie auf, Kapitän!“ sagten die Damen schauernd.

„Ja, es war ein unheimlicher Anblick. Man kann schlimmer zugerichtet werden, wenn man dem Gutbefinden des Meeres und der Haifische preisgegeben ist. — Aber das erste Mal, da ich es mit einem Strandwäscher zu tun hatte, war es nicht so schlimm — es ist übrigens eine kleine Geschichte, und sogar eine, die ein ganz hübsches Nachspiel hatte.“

„Erzählen Sie — bitte, Herr Kapitän!“ baten wir. — Und er erzählte:

„Sehen Sie, es war in einem der Fischerdörfer drüben bei Friedrichswerk. Dort stand meine Wiege, und ich war damals noch ein junger Bursche, so um die Zwanzig herum. Ich hatte im Augenblick keine Heuer, und eines Tages sagte man mir: „Segele hinaus und sieh nach, da draußen liegt sicher ein toter Mensch, etwas links vom Dorf, nur ein paar hundert Meter vom Strande.“

Ich setzte mich in die Jolle und ruderte hinaus. Und ganz richtig — ich erblickte etwas, was draußen im Wasser bald auf eine Sandbank, bald wieder ins Wasser zurückgerollt wurde und einem Menschen gleichen konnte. Ich hatte ein Teil mitgenommen und es gelang mir, dieses um die Leiche zu schlingen, so daß ich sie ans Ufer schleppen konnte. Der Strandwäscher war im Gegensatz zu dem, von welchem ich vorher erzählte, noch vollständig in Form, aber er roch nicht gut, weshalb ich ihn nicht in meiner Jolle barg;

*) Strandwäscher ist im Dänischen die Bezeichnung für eine an die Küste angeschwemmte Leiche.

ich wollte den Gestank nun doch nicht gleich unter meiner Nase haben.

Als ich nun nach dem Ufer zurückruderte, begegnete mir Sören Benken, ein junger Fischer aus dem Dorfe, und als er sah, welche Last ich nachschleppte, rief er:

„Nah ihn nur schwimmen! Was kümmert Dich der Strandwäscher?“

„Was sagst Du, Sören?“ erwiderte ich. „Sollten wir die Leiche gerade vor unseren Augen als Fischfutter liegen lassen?“

„Sie muß dann doch begraben werden,“ sagte Sören und schielte mich von der Seite an.

„Natürlich muß sie begraben werden!“

„Und die Kosten willst Du vielleicht tragen?“

„Nein, das ist Sache der Gemeinde.“

„Sache der Gemeinde? Hat sich was mit der Gemeinde! Da bist Du auf dem Holzwege! Der Gemeindevorsteher sagt, daß derjenige, der einen Strandwäscher findet, ihn auch begraben lassen muß, wenn er nicht direkt an die Küste angetrieben ist.“

„Du hast ihn also gefragt?“ Aber Sören antwortete nicht. Und so ruderte ich dem Strande zu, Sören segelte hinaus.

Er war ein aparter Bursche, dieser Sören, aber ich dachte nicht weiter über die Sache nach. Im übrigen war Sören ein strebsamer und braver Mensch, der sich etwas Geld gepart hatte und gerade dabei war, ein hübsches, feines Haus mit Fiegebüch für sich und seine alte Mutter zu bauen. Aber als ich nach Hause kam, erwähnte ich mein Gespräch mit Sören, und mein Vater sagte: „Ihr sollt sehen, Sören hat den Strandwäscher schon früher gesehen, war aber bange vor den Begräbniskosten und hat ihn daher liegen lassen.“ Und als ich an den einsässigen Wid dachte, den Sören mir zugeworfen hatte, als er sagte: „Er muß dann doch begraben werden,“ leuchtete es mir auch ein, daß mein Vater nicht so ganz unrecht haben könnte.

Ja, der Strandwäscher sollte als ein Christenmensch begraben werden. In früheren Zeiten kam man billiger davon. Da grub man einfach ein Loch in den Sand, wo der Strandwäscher angetrieben war, und legte ihn ohne viele Umstände hinein. Wenn es hoch kam, steckte man ein einfaches Holzkreuz in den Sand, das so lange stand, bis es eines Tages von der See weggespült wurde — und dann sah man keine Spur mehr von einem Grabe. —

Aber nun wieder zu unserem Strandwäscher! Ich erstattete der Obrigkeit Meldung von meinem Funde, und sie besorgte dann das Begräbnis. Allein ob es nun der Gemeindevorsteher oder Sören selbst es war, der über die Sache plauderte — genug: es stellte sich heraus, daß Sören den Strandwäscher zuerst entdeckt und sich auch mit ihm zu schaffen gemacht, ihn aber dann wieder hatte schwimmen lassen. Sören wurde vor Gericht geladen, und gleichzeitig mußte auch ich erscheinen, um meine Erklärungen abzugeben. Sören leugnete nicht, aber als ihm der Untersuchungsrichter das Unrichtige seiner Handlungsweise vorhielt, plagte er heraus:

„Ich baue in diesem Jahr — ich habe kein Geld, um auch noch Begräbnisse herzurichten!“

Der Richter und die anderen lächelten bei diesem Argument. Und da kein Zweifel bestand, daß Sören in gutem Glauben gehandelt hatte, kam er mit einem Verweis davon und es wurde ihm ausdrücklich gesagt, daß er nicht zu beschränken hätte, Begräbniskosten in solchen Fällen zahlen zu müssen. So lief die Sache für Sören glücklich ab, aber nun kommt das Nachspiel.

Die Leiche des toten Seemanns war schon in Verwesung übergegangen und mußte schleunigst begraben werden. Aber unter seiner Nendenbrust fand man mit rotem Wollfaden die Buchstaben „E. A. Læss“ eingenäht. Es wurde also nach Læss geschrieben, und nach einiger Zeit kam die Antwort, daß es der Seemann Erich Andersen sein müsse, der mit dem Schoner „Marie“ gefeselt und bei dessen Untergang umgekommen war. Und so glaubten wir, daß damit die Angelegenheit erledigt wäre, was sie ja eigentlich auch war. Aber eines Tages kommt ein junges fremdes Frauzimmer ins Dorf und es fällt gerade in das Haus von Sören Benken, als dieser gefochten Schellfisch mit Butterkartoffeln zu Mittag aß.

Das fremde Frauzimmer war ganz schwarz gekleidet und trug einen Kranz in der Hand. Sören erzählte später, daß er so wohl als auch seine Mutter beim Anblick der schwarzen Gestalt gedacht hätten: „Ob es sich hier nicht wieder um den Strandwäscher dreht?“ Und sie hatten richtig gedacht: schon die ersten Worte des fremden Weibes bestätigten es. Sie war von Læss, und ihr Name war Dore Sörrum. Und sie kam, weil der Seemann Erich Andersen auf dem Kirchhof dieses Fischerdorfes begraben lag.

Sie war an der Küste stehen geblieben, und Sören schielte nach ihr hin und nickte — es war etwas an diesem hübschen, freundlichen, schwarzgekleideten Frauzimmer, das Sören gar gut gefiel. Seine Mutter lud sie ein mitzukommen, und Dore ließ sich nicht lange nötigen. Sören's Mutter verbot sie nun, in welchem Verhältnis die Fremde zu dem Toten gefanden, während sie Keller und Gabeln hervorbrachte.

Und Dore erzählte, daß Erich Andersen und sie gute Freunde gewesen, und nun wollte sie ihm diesen Kranz auf sein Grab legen. Dabei wuschte sie sich eine Träne aus den Augen.

Ja, das wäre so verständlich, meinte sowohl Sören als auch seine Mutter.

„Du lieber Gott, ja,“ seufzte Dore, „es ist eine Fügung des Himmels, aber sie ist schwer. Erich Andersen war die Gutmütigkeit selbst, und er war ein schöner Mann an Leib und Seele.“

„Das konnte man ihm nun nicht ansehen“, sagte Sören trocken und dachte daran, wie er aussah, als er ihn gefunden hatte.

„Er wurde schön begraben“, sagte Sören's Mutter tröstend.

„Fast das ganze Dorf ging mit.“

„Und ich war es, der ihn zuerst fand!“ bemerkte Sören und sah Dore Sörrum an.

Und Dore Sörrum sah ihn wieder an — es war etwas Weiches in ihren Augen, etwas Warmes, Schönes, das Sören an Stiefmütterchen und Veilchen denken ließ, trotzdem er sonst gar nicht poetisch veranlagt war.

Sie plauderten noch eine Weile von dem Toten. Dore erkundigte sich nach dem Weg zum Kirchhofe und ging dann mit ihrem Kranz zu Erich Andersen's Grab.

Als sie fort war, sagte Sören's Mutter: „Sie ist gewiß ein rechtschaffenes Frauzimmer.“

„Kann sein“, stimmte Sören zu.

„Und ich werde nun alt und kann nicht mehr so arbeiten wie früher.“

„Nein, das launst Du wohl nicht mehr.“

Die Mutter schweig eine Weile. Dann begann sie wieder: „Ich denke, Du solltest Dich nun endlich verheiraten, Sören.“

„Ja — a!“

Und dann wurde nicht mehr über diese Sache gesprochen. Sören ging an seine Arbeit; er hatte es eilig, mit der Fischerlei sowohl als auch mit dem Hausbau. Wegen Abend, als Sören gerade in die Stube getreten war, ging die Hausfrau auf und Dore Sörrum trat wieder über die Schwelle. Sie nickte und lächelte nun, als ob sie eine alte Bekannte des Hauses Benken gewesen wäre.

„Ich komme, um Abschied zu sagen, ehe ich wieder heimreise.“

„Das ist sehr schön von Ihnen“, sagte die alte Frau. „Wollen Sie sich nicht sehen?“

Dore setzte sich und mußte dann Abendbrot mitessen. Und sie erzählte von ihrer Heimat, von ihren alten Eltern und von einer ganzen Kiste voll Kleider, die sie zu Hause stehen hätte. Aber Erich Andersen erwähnte sie nicht mehr. Sie lachte sogar manchmal über das, was sie erzählte — und Sören sah ihre weißen, kräftigen Zähne hinter den roten Lippen und lachte mit.

Als die Zeit herangekommen war, da sie zu Bett gehen wollten, machte die Alte das Nachtlager für ihren Gast in Ordnung. Und Sören sah zu seiner Verwunderung, daß sie aus der Kiste die neuen, selbstverfertigten Bettlaken herausnahm, die, wie sie einmal gesagt hatte, für sein Hochzeitbett bestimmt waren.

Dore half ihr dabei. „Es ist im Grunde ganz sonderbar,“ sagte sie, „ich bin ganz fremd hier, und doch ist es mir, als ob wir uns schon viele Jahre gekannt hätten.“

Und Sören's Mutter schien es auch so.

Sören aber sah staunend auf Dore. Sie verstand zu arbeiten, das merkte er, und schön war sie auch. Ihre blauen Augen hatten einen so lieblichen Glanz und er mußte wieder an die Stiefmütterchen und Veilchen denken. —

Am nächsten Tage mußte Dore das neue feinerne Haus mit dem roten Fiegebüch sehen, und sie lobte alles in den höchsten Tönen. Auch diesen Tag blieb sie und den folgenden, und dann dachte niemand mehr daran, daß sie nach Hause reisen wollte.

Aber sie legte sich nicht auf die faule Seite, sondern sagte überall kräftig mit an. Und sie konnte arbeiten. Sören's Mutter brauchte nichts mehr zu tun; sie ging nur umher und nickte bedeutungsvoll mit ihrem Kopfe.

Sören erzählte mir alles. Er war in dieser Zeit recht redselig geworden. Und ich nickte ihm ein bißchen, aber nicht eher, als bis ich alles aus ihm herausgepumpt hatte.

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexø.

18.

Au dem Tage, als er krank zu Bett lag, moß Karl Bauder dem Umstand, daß Elfe ihn geküßt hatte, keine Bedeutung bei. Auch auf ihre Freundlichkeit legte er keinen Wert oder auf die Aufmerksamkeit, mit der sie ihm folgte und seine Wünsche und Bedürfnisse erriet. Er hatte Angst, sich auf etwas einzulassen, das ihm hernach eine Enttäuschung bereiten konnte.

Und doch war er froher als zuvor. Was er sich selbst nicht eingestehen wollte, daran glaubte er ganz im Innern, und ein Nebel heimlicher Freude entstieg der Tiefe seines Wesens und legte sich verschleiend über alles.

Au diese Unklarheit klammerte er sich. Mehr als einmal, wenn er an Elfe vorüberging, fühlte er sich getrieben, den Arm um sie zu legen und sie an sich zu ziehen; aber er hatte nicht den Mut, Angenommen, es würde eine Niederlage werden, sie wies ihn ab, machte sich nichts aus ihm!

Das eines Morgens, als er in sein Wohnzimmer kam, sah er, daß der Strauß, der ihm am Tage vorher gebracht worden, weder geordnet war noch frisches Wasser bekommen hatte; und er mußte, daß Elfe an diesem Tage in seinem Zimmer reingemacht hatte.

Woll durchfuhr es ihn: war es Verächlichkeit, oder war Elfe eifersüchtig auf diese Unbekannte, die ihm die Blumen schickte? Und dort, bescheiden in einer Ecke versteckt, stand ein anderes Bukett, aus prachtvoll gefärbten Zweigen: Eberesche, Buche und wilder Wein in goldenen, rufbraunen und blutroten Farben, die ganze Herrlichkeit des Herbstes.

Das mußte Elfe sein, niemand anders hatte diese unberühete Naturfreude, diesen reinen Schönheitsinn. Er nahm Frau Sören's Blumen, öffnete das Fenster und warf sie weit auf den Weg hin, ließ dann Elfe's Bukett auf seinen Tisch und betrachtete es lange. Veräuscht versenkte sich sein Blick in diese wunderschönen Farben, von denen jede ihr, ihr Bild war.

„Vielen Dank für den Strauß,“ sagte er, als er hinunterkam und sie traf, „er ist hübsch. Aber hören Sie mal, Dorte's Sönnen“ (seitdem seine Wirtin ihn ihre Goldstücke erzählt hatte, nannte er sie immer mit ihren beiden Namen). „Wenn noch mehr von diesen — diesen bunthäutigen Straußen kommen sollten, so sind Sie wohl so gut, die Annahme zu verweigern. Ich beabsichtige wirklich nicht, das so weiter hin-

gehen zu lassen. — Höchst wahrscheinlich will mich irgendjemand zum Narren halten,“ fügte er hinzu, um seinen auffälligen Stimmungswechsel zu erklären.

Elfe blühte ihn in entzückter Verwirrung an, und ihre Augen blitzten unaufhörlich.

Als die drei beim Mittagessen saßen, bemerkten sie draußen auf dem Wege einen Mann mit einem Paden von Plakaten überm Arm und einen großen Kofferstief in der Hand; er klebte ein riesiges rotes Plakat an den Telegraphenpfahl vor dem Gartenpfortchen und ging weiter. Elfe lief hinaus, um das Plakat zu lesen; ganz außer Atem kam sie wieder ins Haus:

„Denk Dir, Mutter, der feinste Zirkus der Welt ist in der Stadt angekommen und spielt heute abend drüben auf dem Platz!“

„Spielt —?“ fragte Bauder lachend.

„Ja, spielt natürlich Zirkus,“ warf sie zu ihm hin und wendete sich wieder der Mutter zu. „Und sie haben über zwanzig Pferde — und einen Mann, der sich vor den Augen der Zuschauer selber ganz aufhielt.“

„Haben Sie noch nie einen Zirkus gesehen, Elfe?“ fragte Karl, dem ihr Eifer Spaß bereitete.

„Doch, solche, die in ihrem eigenen Haus auf der Landstraße gefahren kommen; aber wenn es drauf ankam, dann war's nichts als Prahlerei, und sie hatten keine Pferde.“

„Sollen wir nicht alle drei heut abend in den Zirkus gehen?“ fragte Karl. „Ich bringe natürlich für die Billets.“

„Ich werd keine Zeit haben, ich muß bis morgen bestimmt zwei Vollkleider fertig plätten. Aber Elfe hat ja Zeit mitzugeben.“

„Ach, Mutter, dann plätten wir, wenn wir zurück sind. Geh doch mit! — Es ist auch ein starker Mann da, der demjenigen, der mehr heben kann als er, zweihundert Kronen bezahlen will.“

„Ich habe wirklich nicht vor, mir das Geld zu verdienen — wäre es wenigstens ein starkes Weib gewesen.“

„Aber das ist auch da — jawohl! Und sie will dem, der sie werfen kann, etwas geben. Kommt mit!“ Sie lief voraus zu dem Plakat, und die beiden anderen folgten.

Da stand richtig, ganz unten auf dem Programm:

„Die Glanznummer des Abends! Einzig dastehend! Großartig!“

Die Frau des Direktors, die Königin der Welt im Ringkampf, liefert ihren mit kostbaren Krondiamanten besetzten Meisterkämpfergürtel, den sie in dem großen Kampfe um die Weltmeisterschaft auf den zweitausendjährigen Ruinen von Starthop gewonnen hat, derjenigen von den anwesenden Frauen aus, die sie im Laufe von zehn Minuten werfen kann!

NB. Das Publikum wird gebeten, für keine der kämpfenden Partei zu ergreifen.“

„Ziehst Du, Mutter, Du kannst Dich auch prügeln,“ sagte Elfe. „Es war ihr unmöglich stillzusehen; unruhig trippelte sie umher.“

„Ich will aber trotzdem nicht mit,“ erklärte die Mutter bestimmt.

Am Abend gingen Karl Bauder und Elfe dann in den Zirkus.

Er war auf einem großen grasbewachsenen Platz westlich vom Hafen errichtet und schob sich wie ein Keil von dem eigentlichen Hafenterrain zwischen die Häuser und dem Fjord. Vor dem Zelte waren Gruppen von Seeleuten, Handwerker und Knechten versammelt. Jeder Stand hielt sich für sich, während Dienstmädchen und Näherinnen in Trupps oder einzeln zwischen ihnen umherschlenderten und auf eine Einladung warteten. Rings um das Zelt schlichen Lehrlinge und Kaufburschen herum und lauerten auf eine Gelegenheit, unter der Leitwand hineinzuschlüpfen.

Das Zelt war recht geräumig. Der Manege zunächst lagen vier Reihen von Sitzplätzen, die von den Stehplätzen dahinter durch eine Schranke getrennt waren. Ganz außen lief eine Bank herum, auf der man stehen konnte.

Das einfache Publikum, das sich allmählich zahlreich einfand, hielt sich ausschließlich an die Stehplätze, von den besseren Bürgern, auf die die teureren Sitzplätze berechnet waren, waren nur solche erschienen, die in irgendeiner Eigenschaft freien Zutritt hatten. Karl und Elfe sahen darum ganz allein, und Karl empfand mit Unbehagen, daß alle Blicke auf sie gerichtet waren. Er war ja der feine Herr aus der Hauptstadt und sie die Tochter der Plättmadam! Hätte Elfe einen Seemann oder Handwerker neben sich gehabt, so würde niemand etwas darin gefunden haben, aber dies war ein Eingriff, und er meinte, in den Argen der Männer Feindschaft und Spott, in denen der Frauen Neid und Schadenfreude zu lesen. Die Folge davon war, daß die Situation ihm peinlich wurde und er Elfe nicht unterhalten konnte, sondern die ganze Zeit darüber nachsinnen mußte, ob man nicht den Platz verlassen und sich unter die Stehenden mischen sollte.

Elfe dagegen fühlte sich gar nicht bedrückt, sie kostierte alle diese Blicke als etwas Selbstverständliches ein, das ihr mit Recht zukam; und da sah sie neben ihm und sprach mit ihm, mit einer Unbefangenheit und Ruhe, um die er sie beneiden mußte. Während er nutzlos darunter litt, darüber grübeln zu müssen, was für Gedanken ein jeder von diesen Menschen sich wohl über ihn und sie machte, und sich nicht zu bewegen wagte, aus Furcht, mit einem neuen Wid bedacht zu werden, zog sie ungeniert ihren Mantel aus und legte ihn

Und Dore blieb wo sie war. Eines Tages kam eine Kiste mit den Kleidern und obendrauf stand mit altmodischen Schnürkeln „Läss“ gemalt. Was dann später geschah, wunderte niemand mehr im Dorfe. Als das neue Haus fertig war, zogen Sören und Dore hinein als Mann und Frau.

Der Strandwäcker hatte also doch einen Nutzen gebracht — es war, als ob Erich Andersen sich selbst seinen Nachfolger ausgesucht hätte, da er an Land trieb. Aber ob Dore jemals erfuhr, wie Sören seinen Vorgänger empfangen hatte, das weiß ich nicht.

Der Kapitän schwieg. Das Dunkel der Nacht hatte sich inzwischen über Meer und Land gelegt; die weiße Mondscheibe glänzte zwischen den jagenden Wolken und ihr Schein fiel in Streifen über die See. Aber drüben von der Stadt leuchtete uns das Licht der Laternen am Hafen entgegen.

Der Bart des Kriegers.

Die meisten Krieger an der Front prangen heute im Schmutz ihres Bartes, und die Franzosen haben sogar aus diesem Merkmal ein Kennzeichen des Felddienstes hergeleitet, denn sie nennen alle in der Feindlinie befindlichen Soldaten „Boilus“, d. h. Bebaarte. Selbst die Kation der Glattirierten, die Engländer, kehrt zu dem Wahrzeichen der Männlichkeit über der Krone zurück, und der Schnurrbart scheint in ihrem neuen Heer, zum mindesten für die Offiziere, zwingend zu sein. Das Wort bärtig ist ja längst für uns mit dem Krieger ganz natürlich verknüpft, und wir können verfolgen, daß auch in der Vergangenheit die Kämpfer meist „Boilus“ waren, z. T. weil nun einmal der Bart ein Sinnbild des Männlichen ist und Haarfälle dem Gesicht einen stolzen und trotzigem Ausdruck verleiht.

Die alten Germanen schreckten durch die Länge ihrer Haare und die Wildheit ihrer Bärte die glattirierten Römer, und auch heute noch läßt sich bei primitiven Völkern feststellen, daß sie die Bärte wachsen lassen, um den Feinden Furcht einzujagen. Bei den Germanen waren Bart und Haar zum Symbol der Freiheit und der Ehre geworden. Nach dem Verdict des Tacitus wurde der Unfreie oder Entehrte fast geküßt. Auch von dem stolzen Kriegervolk des klassischen Altertums, den Spartanern, dürfen wir annehmen, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Griechen Bärte trugen, denn der Besüßener der Stadt des Theura wurde der Rat gegeben, sich den Bart wachsen zu lassen und die schwarze Suppe zu essen, weil sie sich sonst mißliebiger von den andern unterscheiden hätten. Im übrigen unterscheidet sich der Krieger von dem „Barbaren“ durch Partiosigkeit, und Alexander d. Gr. hat sogar seinen Soldaten das Tragen von Bärten verboten, damit die Feinde beim Handgemenge nichts fänden, woran sie sich festhalten könnten, ein Befehl, der uns in die damalige Kampfart von Mann gegen Mann einen tiefen Einblick tun läßt. Alle greifbaren Gegenstände wurden freilich damit nicht aus dem Gesicht gestrichen, denn selbst der große Mazedonier konnte seine Krone nicht veranlassen, sich die Krone abzunehmen. Später muß der Bart den Feinden wohl nicht mehr eine so gefährliche „Handhabe“ geboten haben, denn die bärtigen Germanen wurden dadurch in ihren Eroberungszügen nicht aufgehalten; sie setzten sogar einen Stolz in die Pracht ihres Lippen- und Kinnschmuckes, und nach Paulus Diaconus führten die Langobarden ihren Namen wegen der Länge ihres Bartes, auf den sie besonders stolz waren. Bei den Franken wurde der Vollbart zu einer Auszeichnung, die nur den Tapfersten gestattet wurde; so konnte man dem Krieger vom Gesicht ablesen, welche Taten er vollbracht hatte.

Eine Zeit der Partiosigkeit führt dann das Rittertum herauf. Der Kampf der Angelsachsen mit den Normannen bietet ein weltgeschichtliches Schauspiel des Zusammenstoßes zwischen Bärtigen und Partlosen, zwischen altem Germanentum und neuem Rittergeist. Da die Normannen in der alten Heimat den Bart für die „Blume der Männlichkeit“ hielten und in Norwegen noch zur Zeit der Eroberung Englands sehr lange Bärte trugen, so mußten die Eroberer diesen Brauch erst in Frankreich abgelegt haben. Als Wilhelm mit seinen Mannen in England landete, schätzte Harald Späher aus, und diese meldeten mit größter Verwunderung, daß das Heer der Feinde ganz aus Priestern bestünde; denn nicht ein einziger hätte ein Haar im Gesicht. Nach der Unterwerfung der Angelsachsen erließ Wilhelm ein strenges Gesetz, daß alle glattiriert gehen mußten. Durch mehrere Jahrhunderte hin hat der Kampf um den Bart getobt; stets waren es die Krieger, die sich diese Fierde nicht nehmen lassen wollten und sie gegen den Modesgeschmack verteidigten.

Erst das Zeitalter der Landsknechte brachte dem Soldaten wieder sein ungeschmälertes Recht auf den Bart, und nun waren es zum Teil abenteuerliche Formen, in denen sich die Freude an neben sich, ordnete das Kleid unter sich, fühlte nach ihrem Haar und sah sich mit der Ueberlegenheit einer Weltkame um, sie, die kleine, naive, gute, unschuldige Elfe aus der Plätterei.

Allmählich aber, je dichter die Zuschauer sich hinten drängten, trochen immer mehr und mehr unter der Schnur durch und nahmen die reservierten Plätze in Besitz, und bald waren Karl und Elfe auf allen Seiten von Zuschauern umgeben.

Die Vorstellung begann damit, daß ein kleiner Junge, der als Clown verkleidet war, hereinkam und allerlei Sprünge und Fagen machte. Es kam noch einer und noch ein dritter hinzu, und sie tanzten auf sie zu. Aber Karl sah sie nicht, die Richter und die schnellen Bewegungen, die kurzen, stimmulierenden Rufe der Knaben und der Beifall der Zuschauer — alles dies wurde zu einer Atmosphäre von leuchtenden Flocken und tanzenden weißen Blättern, von Schneekristallen, die im Sonnenschein fielen! Nein, das war es nicht — es war das Funkeln in Elfes Blick, ihr halbhoher Mund, das Lächeln in ihrem entzückten Gesicht, die warme Hand, die er in der seinen hielt. Wie war diese Hand in die seine gekommen? Ahnte sie nicht, daß er sie hielt? Würde sie sie zurückziehen? Gestig drückte er sie, in dem blinden Entschluß, sich Verstand zu verschaffen — und sie drückte wieder. Und abermals tangte es vor seinem Blick und Bewußtsein: wirbelnde weiße Blütenblätter, leuchtende Schneeflocken.

Wenn er nur nicht anseinerplatz! hörte er eine Stimme dicht bei sich sagen. Ein schmerzlicher Stich durchzuckte ihn, er raffte sich auf und sah den größten der Knaben mit den beiden anderen auf den Schultern abwärtsstürzen, mit einem Bein nach jeder Seite gleiten, bis er auf die Erde aufstieg. Mit geprügelten Beinen sah er ein Weibchen da und lächelte den Zuschauern zu — ein krankes Lächeln. Dann raffte er sich auf, einmal, zweimal; es sah aus, wie wenn eine Währe, die auf glattem Wege unter einer zu schweren Last gestürzt ist, sich müht und müht, um in die Höhe zu kommen, aber es nicht fertigbringt und beschließt, liegen zu bleiben. Die Züge in seinem Gesicht erschlafften, er gab die Sache auf. Aber während er seine Schultern von der Bürde befreien wollte, tobte über ihm der Beifall der Zuschauer gleich Peitschenschlägen und Flüchen; mit ungeheurer straffankrengung raffte er sich auf und stieg empor, langsam glitten die Füße unter ihm zusammen, und er stand. Hi — hopy! Er sprang unter seiner Bürde fort, warf den kleinsten der Stameraden über seinen Kopf und ließ ihn auf den ausgestreckten Armen haltend, hinaus; er schlingerte ein wenig mit den Knöcheln und Äuften, aber er war veranlagt.

(Fortf. folgt.)

diesem männlichen Schmutz ausstößt; die Spanier trugen riesige, led nach oben sich sträubende Schnurrbärte, die Franzosen lange Anelbärte, die Deutschen große Vollbärte. Als dann das 17. und 18. Jahrhundert wieder das glattirierte Gesicht vorschrieben, suchte man sich wenigstens durch eine stattliche Haartracht zu entschädigen. Die Krieger trugen ungeheure Perücken, und als die Uniformen eingeführt wurden, den ellenlangen Zopf, diese „Blüte des Samaschendienstes“. Gewisse Regimenter behielten sich auch jetzt noch das Vorrecht des Pariragens, vor allem die Kavalleristen, unter denen sich die Fusaren durch ihre herabhängenden Schnurrbärte auszeichneten. Die berühmten Garden Napoleons trugen einen kurzen Padenbart, und die Sappeure auffallend lange Vollbärte, jenen „Sappeurbart“, der später im Heer immer mehr Eingang fand.

Kleines Feuilleton.

Das Wetter auf den Kriegsschauplätzen.

Während der Winter in Deutschland, vom äußersten Nordosten abgesehen, nur kurze Gastrollen gegeben hat, ist er in den Gebieten, in denen sich während der letzten Zeit die gewaltigen Kämpfe des östlichen Kriegsschauplatzes abgepielt haben, von längerer Dauer gewesen. So hat in Polen bis zum Ende der vorigen Woche ununterbrochen Frost geherrscht, der zwar nicht besonders streng war, aber doch ausgereicht hat, die miserablen russischen Landstrichen passierbar zu machen, zumal das Land eine zusammenhängende Schneedecke trug. Die Ausdehnung des mitteleuropäischen Tauwetters auf den Osten dürfte allerdings in diesen Tagen bis auf die polnischen Kampfplätze gelangt sein, wo sich vermuthlich die Wegeverhältnisse wieder verschlechtern dürften. Wesentlich strenger als in Polen aber war der Frost in Rußland, das ja als die kälteste Region Mitteleuropas bekannt ist. Unsere Truppen hatten zwar schwerer unter den Unbilden des Winters, namentlich durch den Schnee zu leiden; aber der festgefrorene Boden machte die Truppen doch auch wieder weit beweglicher, als sie es bei Regen und Schlamm gewesen wären. Auch am anderen Flügel der riesigen Front, in der Bukowina, haben unsere Verbündeten den dort jetzt noch herrschenden tiefen Winter rechtzeitig ausgenutzt, bevor die dort bald beginnende Schneeschmelze die Operationen zu hindern anfängt.

Auf den westlichen Kriegsschauplätzen herrscht, soweit die ebenen Gebiete in Westlandern und in Nordfrankreich in Betracht kommen, nach wie vor Tauwetter, und die gelegentlichen Nachfröste vermögen daran nichts zu ändern. In den Bergen allerdings ist zurzeit der Winter noch nicht überwunden, und es sind erst dieser Tage dort wieder starke Schneefälle vorgekommen.

Aus der Geschichte der Kartoffel.

Bekanntlich haben sich der Einführung dieser südamerikanischen Knollenfrucht, die etwa um 1500 über Spanien nach Italien und Burgund und 1664 nach England kam, starke Widerstände entgegengeleitet. In Oesterreich ist man erst 1696, in Sachsen 1705 zu ihrem Anbau übergegangen, und in unserem engeren Vaterland bedurfte es eines starken behördlichen Drucks und sogar Gewaltmaßnahmen, um die bestehenden Vorurteile auszuräumen. Mißwachs und Hungersnot, wie sie nach den drei schlesischen Kriegen herrschten, mußten erst kommen, um die Anstrengungen, die sich Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. mit der Einführung der Kartoffel gaben, erfolgreich werden zu lassen. Und in Frankreich war noch kurz vor der großen Revolution die Kartoffel so gut wie unbekannt. Nach den Berichten damaliger Reisender hatten sich von 100 Bayern wohl 90 geweigert, sie nur in den Mund zu nehmen. Das ist anders geworden. Einmal hat sich, wie so häufig, der Geschmack an die ungewohnte Frucht allmählich angepaßt. Dann hat die bessere Belehrung über Kultur und Anbau der Kartoffel verhütet, daß, wie im Anfang nicht selten, unreife Knollen oder statt der Knollen sogar die Früchte verzehrt und dadurch Krankheiten hervorgerufen wurden. Heute sieht Deutschland mit seinem Kartoffelanbau in Europa an erster Stelle.

Die Kriegschonzeit der Wildgänse.

Von der Nordseeküste wird uns geschrieben: Der gewaltige, männermordende Krieg, der hundert- und tausendfach Elend und Unglück unter die Menschheit trägt, ist von niemand lieber gelitten als von der Wildgans und ihrer Sippe. In großen Scharen erhebt sich gegenwärtig das schnatternde Geflügel in den Küstengewässern der Nordsee des ungewogensten und durch nichts gestörten Besitztums. Der gefährteste Jägermann, der zu anderen Zeiten in Besetzung seines Hundes unweikündend über die Deiche schritt und dessen Schießgewehr mit weithin hallendem Knall so oft die Gänse aus ihrer Ruhe aufschreckte — er hat sich zur maßlosen Verwunderung der gefiederten Gefellen in diesem Jahre überhaupt nicht blicken lassen. Statt seiner äugt seit Monaten schon in unerschütterlicher Ausdauer die deutsche Küstenwacht über die Wogen. Sie aber hält offenbar Ausschau nach einem anderen Bild und hegt keine Feindschaft gegen das Geschlecht der Wasservögel, die sich in aufregender Geschwätigkeit über den Watten tummeln, als müßten sie es sich mit jedem Tage aufs neue erzählen, daß, solange die Menschen untereinander Jagd machen, muntere Gänselein von ihnen nichts zu befürchten haben.

Die Wirkung der 30,5-Zentimeter-Mörser.

Ein Georgwalder Artillerist schildert in einem Briefe, den die „Wiener Arbeiter-Zeitung“ abdruckt, anschaulich die Wirkung der großen Mörser. Er berichtet: „Ein schöner Wintertag. Gleich früh begann unser Feuer. Die Wirkung war fürchterlich. Der erste Schuß galt einem Dorfe, in dem sich viele Russen befanden. Drei Häuser stürzten sofort ein und Teile von Pferden und Menschen flogen in die Luft. Der zweite galt einem Train, bei dem sich viele Russen an Fuhrwerke zu schaffen machten. Mehrere Fuhrwerke samt Bespannungen und viele Menschen wurden mehr als 100 Meter hoch in die Luft geschleudert und in weitem Umkreis durch den Luftdruck alles getödet. Der dritte Schuß war gleich verheerend. Viele Reugierige hatten sich um die Unfallstelle gesammelt. Der dritte Schuß tötete alle in weitem Umkreis. Nun flüchteten die Russen in fürchterlicher Aufregung, sogar aus den Schützengraben der Umgebung an einem Waldesaum. Da kam der vierte Schuß. Nachdem der Rauch verzogen war, sahen wir nichts als eine weithin geschwärtzte Schneedecke und einen großen Trichter. Das Leben war in der ganzen Gegend erloschen. Leberdies wurden an diesem Tage von unserer schweren Artillerie ganze Schützengraben zugeschüttet, mit Granaten natürlich. Die Feinde sendeten uns vierzig Schrapnells, doch wurde bei uns kein Mann getödet. Ein gefangener russischer Offizier erklärte: Die Russen flogen gereift auf die Dächer weitentfernter Häuser.“

Wie man im Kriege nasse Stiefel anzieht.

Das ist für viele im Kriege eine sehr wichtige Angelegenheit, denn gar manche, die tagelang im Schnee oder Regen marschieren sind, wagen es oft nicht, sich zur Nachtruhe der Stiefel zu entledigen, weil sie fürchten, sie dann nicht oder wenigstens nicht so schnell anzubekommen, wie es bei Alarm nötig ist. Ein Kriegsteilnehmer von 1870/71, der als Internatist den Krieg mitemachte, der spätere Bonner Gynäkologe Geheimrat Frisch, teilt in seinen Kriegserinnerungen folgendes mit:

Wir hatten eine Methode kennen gelernt, beim Alarm die Stiefel schnell an die Beine zu bekommen. Der Vorstoß mußte den Schatz halten, daß man leicht hineinschlüpfen konnte. Nun wurde eine brennende, große Zeitung, ein brennender Strohwisch oder eine Handvoll brennendes Heu in den Stiefel geworfen, und möglichst schnell trotz der Fuß in die Flammen hinein, sie schnell erstickend. Man behielt warme Füße, und die Wärme wiederum hatte das voll fett geungelte Leder schlüpfrig gemacht. Wer diese Methode noch

nicht kannte, hatte Angst sich zu verbrennen; das war aber bei einiger Nüchternheit nicht möglich.“

Professor Frisch schreibt noch, daß er von einer alten Dame, der Mutter eines verstorbenen Freundes, fortwährend Strümpfe bekam, mit denen er viele Kameraden glücklich machte. „Eines Morgens z. B.“, so erzählt er, „marschierte ein junger Offizier recht trübelig neben mir. Und als ich ihn fragte, ob er krank sei, erzählte er mir, seine Stiefel seien völlig zertrümmert und geplagt. Im Schlafe sei er dem Feuer im Kamin zu nahe gekommen. Jetzt habe er dünne Lacklederstiefel an. Sie seien aber sehr eng. Heute früh sei er nicht hineingekommen und habe deshalb die Strümpfe weglassen müssen. Nun marschierte er mit den nackten Füßen in den dünnen Stiefeln bei 10 Grad Kälte in Eis und Schnee! Jetzt zogen wir die Stiefel mit vereinten Kräften aus, zogen trodene, wollene neue Strümpfe an und belagerten auch mit Hilfe einer brennenden Zeitung die Stiefel wieder an die Füße. Da war denn das Glück groß!“

Notizen.

— Musikchronik. Sonnabendabend 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, findet im großen Saale der Neuen Philharmonie, Köpenicker Str. 96/97, der vom Berliner Volks-Chor veranstaltete Chopin-Abend statt, an dem Herr Egon Petri eine größere Zahl der berühmtesten Klavierkompositionen des Meisters vortragen wird. Einlaßkarten a 20 Pf. an der Abendkasse.

— Vorträge. Die Internationale Gesellschaft für Segualforschung hält am Montag, den 22. Februar, abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr, im Herrenhaus, Leipziger Str. 3, eine Versammlung ihrer deutschen und österreichisch-ungarischen Mitglieder ab. Tagesordnung: 1. Ansprache des Präsidenten Julius Wolf: Die Internationalität in der Wissenschaft im Hinblick auf die besonderen Aufgaben der I. G. f. S. 2. Vortrag von Dr. Albert Wolf: Krieg und Segualität. Einführung von Gästen gestattet gegen Galkarten, die durch die Gesellschaftsleiter, Lützowstr. 85 (Sturk. 7698), zu erhalten sind.

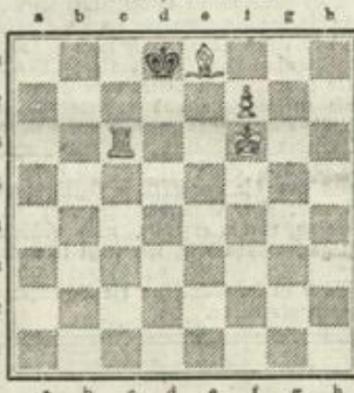
— Nachruf auf einen Papagei. Das artistische Nachblatt „Das Programm“ widmet dem Papagei Lora folgenden Nachruf: Lora, der in aller Welt bekannte und mit und ohne Orchesterbegleitung singende Papagei von Ernst Perzina ist am Freitag, den 29. Januar einem Herzschlag erlegen. Perzina hatte den Vogel ein Jahr in Dressur und debütierte mit ihm ungefähr fünf Jahre lang an allen großen Bühnen des Kontinents. Am Vorabend vor seinem Tode war das Tierchen, dessen Lied „Unser Kaiser liebt die Blumen“ ihm beim Publikum immer großen Beifall einbrachte, noch in bester Gesundheit und arbeitete seine Nummer ausgezeichnet und anscheinend in vorzüglicher Laune. Für Ernst Perzina ist der Tod von Lora ein schmerzlicher Schlag. Erstens liebte er das kluge Tier und zweitens verlor er in ihm ein Vermögen von mehreren Hunderttausend Mark.

— Das brave deutsche Schwein. Der Direktor eines unserer großen statistischen Ämter kämpfte kürzlich mit Raben gegen den Roggen, Gerste und Mais freßenden Schweineüberfluß. Er sprach vom braven Schinkenler als dem derzeit neunten Feind.

Jetzt antwortet die „Deutsche Tageszeitung“. Sachlich hat sie insofern recht, als der Statistiker und „Schweinefeind“ nicht beachtet hat, wie viele der nützlichen Schweine in der Hauptfache durch Abfälle fett werden. Weiterhin protestiert sie aber energisch: „Unser braves deutsches Schwein mit Engländern und anderem farbigen Gefindel auf eine Stufe zu stellen, das ist eine unverdiente Beleidigung dieses unseres nützlichen Haustieres!“

Schach.

B. Schinman.



2 ♠ (SSJ-U 1)

Schachliteratur. Erschienen sind: „Das Schachjahrbuch 1914“ (1. Teil) von L. Bachmann. Preis geb. 3 M. Verlag von C. Brühl u. Sohn in Ambach. Dann: „Rästel und Reichtümer der Eröffnung“ von F. Guttmayer. Preis 5 M. Verlag von Hans Gebewig in Leipzig.

Sizilianisch.

(Im letzten Meisterturnier 1915 in Wien gespielt.)

Dr. A. Kaufmann R. Spielmann

1. e2—e4 e7—e5

Eine nicht ganz gesunde Eröffnung für Schwarz, die wenig zur Entwicklung beiträgt.

2. Sb1—c3 Sb8—c6

3. Sg1—e2

Eine originelle, aber sehr beachtenswerte Fortsetzung, deren Sinn darauf hinausgeht, mit g3 und Lg2 nebst event. Sf4 auf den Punkt d5 zu drücken.

3. e7—e6

In Betracht kam g6 nebst event. d6.

4. d2—d4 d7—d5

5. e4×d5 e6×d5

6. Lc1—e3 c5—c4

7. g2—g3 Sg8—f6

8. Lf1—g2 Lc8—e6

9. 0—0 L8—e7

10. Tf1—e1 0—0

11. a2—a3

Um den Se2 wegzuspielen zu können, ohne die Besetzung Lb1 zu fürchten.

11. h7—h6

12. Se2—f4 d5—d7

13. d4—d2 Ta8—e8

14. Sf4×e6

Wegen der Schwäche des Bd5 konnte Schwarz diesen für ihn ungünstigen Lauf nicht vermeiden.

14. f7×e6

15. f2—f4

Hiermit wird der rüchliche Beß zur ständigen Schwäche des Nachfolgenden. Alles entwickelt sich sehr folgerichtig aus der für Schwarz ungünstigen Eröffnung.

15. Le7—d8

Beginn einer „Reugruppierung“.

16. Kg1—h1 Ld8—a5

17. Le3—g1 Sc6—d8

Begrußt Sd8—f7—d6—e4. Ein langes Randver, dem der Gegner zugehört.

18. b2—b4 c4×b3

19. c3×b3 Sd8—f7

Um das Randver ausführen zu können, gedreht Sf4, mit L×S den Se3 abzutauschen, der das Feld e4 beherrscht.

20. b3—b4 La5—b6

21. Te1—e2 Sf7—d6

22. Ta1—e1 Tf8—f7

23. Dd2—d3 Dd7—e8

Tf7 war vorzuziehen.

24. Lg2—h3 Tf7—c7

Schwarz kann 24. . . . Sf4 doch nicht spielen; wegen 25. S×d5!, Dc6!; 26. T×S, D×S; 27. Lg2, S×T; 28. L×S nebst Lg6 zc.

25. Se3×d5! Sf6×d5

26. Te2×e6 Te7—d7?

Verhältnismäßig am besten war 25. . . . Te8—e7, falls nun 27. T×h6, so 27. . . . T×T; 28. Dh7, Kf8 zc.

Schwarz hat in Te7—c1 eine Gegenchance.

27. Dd3—b3 Te8×e6

28. Db3×d5 Aufgegeben.

Briefkasten. (D. S. Frankfurt a. M.)

Bezüglich unserer Analyse des Evansgambits in der Spalte vom 19. Dezember (Variante 1. e4. e5; 2. Sf3; Se6; 3. Lc4, Le5; 4. b4, L×b4!; 5. c3, La5!; 6. d4, e7—d6!) teilen wir Ihnen mit, dass wir die Analyse nicht mit Recht, wie hätten die verpöblichste Fortsetzung auf andere Füße als Dd4, d5 und d6 noch nicht gebracht. Dann am 8. Januar war auch Dd3 und Sg5 ausführlich berücksichtigt. Es verbleibt nur noch folgende Variante: 7. Le5, Sg7; 8. Da5, e6; 9. L×S, K×L; 10. Ld5, d6; 11. L×S, c2!; 12. Sd2, L×S!; 13. S×L, b×c6; 14. D×e6, Le6; 15. D×c2, Dd7 mit Bauernopfer. Die Neben- und Untervarianten dieser Wendung sind nicht schwer von selbst zu finden. Hiermit tragen wir auch den kleinen Rest unserer Schuld ab.